

Johannesfeuer leuchteten über das Frankenland

Von Fritz Heeger

Auf der von dem Hl. Bonifatius einberufenen Synode ao. 742 wird unter den heidnischen Gebräuchen, die mit Strafe belegt werden sollen, auch „jenes gotteslästerische Feuer, das sie Niedfyor nennen“ erwähnt. Diese Notfeuer, die trotz des Verbotes noch im vorigen Jahrhundert in manchen deutschen Gauen entzündet wurden, sind eigentlich Reibefeuern (althochdeutsch *nuotan* = reiben), d. h. sie wurden auf uralte Art durch Aneinanderreiben von hartem und weichem Holz entfacht. Solche Feuer waren ein unfehlbares Mittel zur Abwehr von allerlei Übel. Ihr Rauch vertrieb die bösen Geister, welche Mißwachs und schlechtes Wetter brachten, aber auch Krankheitsdämonen, welche Mensch und Vieh überfielen und Seuchen verursachten.

Durch Reiben erzeugt wurden ursprünglich auch die kultischen Feuer, mit denen die Menschen schon in alter Zeit die Sonne auf dem Gipfel ihrer Jahreslaufbahn begrüßten. Auch die übelabwehrende Macht der Notfeuer, welche ja nur von Fall zu Fall angezündet wurden, ging auf die regelmäßigen Sonnwendfeuer über, die dann in christlicher Zeit auf die Tage des hl. Veit oder des hl. Johannes des Täufers verlegt wurden, die ja beide in die Zeit der Sommersonnwend fallen. Bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges galt der St. Veitstag als Sonnwendtag. So ist im Kalender des ältesten Missale des Speyerer Domschatzes (Kopie um 1380, Vorlage älter) ‚solsticium estinale‘ auf den 15. Juni eingetragen. Wir werden sehen, wie diese alte Anschauung noch in unseren Volksbräuchen nachwirkt. Von den Sonnwendfeuern, die ursprünglich Kultfeuer waren und dann mit den Notfeuern verschmolzen sind, ging schließlich eine segenspendende, Wachstum und Gedeihen fördernde Wirkung aus, die sich auf Vieh und Felder erstreckte, sowie auf die Menschenkinder, welche die lodernden Flammen übersprangen.

In den patriarchalischen Zeiten des Mittelalters gab es bei den Johannisfeuern keinen Unterschied der Stände; der König nahm an den Feiern genau so Teil wie der Kärner. So vergnügte sich während des Reichstages anno 1471 König Friedrich III. in Regensburg mit schönen Frauen durch ein Tänzchen um das flammende Sonnwendfeuer. Ao. 1489 brannte man auf dem Markt vor dem Rathaus in Frankfurt ein großes Johannisfeuer an, um das vornehme Herren in Gegenwart des Königs einen Reigen tanzten. Und eine Augsburger Chronik erzählt, daß anno 1497 die schöne Susanna Neithard das Sonnwendfeuer in Gegenwart des Kaisers Maximilian ent-

zündete, worauf sie mit dem Erzherzog Philipp den üblichen Reigen eröffnete.

So war es in jenen Zeiten auch im *Herzogtum Franken* Sitte, daß der Fürstbischof das Hofgesinde auf dem Marienberg ein Sunnwendfeuer entfachen und ein Fest feiern ließ, an dem er sicherlich teilnahm. Von dem Johannisfest berichtet uns der Humanist Johannes Boehm aus Aub im 3. Buch seiner „Mores, leges et ritus omnium gentium“ (1520) und Sebastian Franck erzählt ihm seinem Weltbuch (1534) nach: „An S. Johanstag machen sy ein sinetfeuer / Tragen auch disen tag sundere kränzt auff / weiß nit auhs was Aberglauben / von beyfuß vnd eysenkraut gemacht / vnd schier ein yder ein blaw kraut / Rittersporn genant / inn der Hand / welches dadurch inn das feur sihet / dem tut diß gantz jar kein aug wee / wie sy aberglauben / wer vom Feuer zuhauß weg will geen / der würfft diß sein kraut in des feur sprechende / es gee hinweg und wird verbrert mit diesem kraut all mein vnglück!“ Er fügt hinzu: „Das bischöflich Hofgesind (in Würzburg) wirfft auf disen tag bey jiren Freudenfeuer auff dem berg hinderm schloß feurige Kugeln in den Fluß Moganum so meisterlich zugericht / als ob es fliegende Drachen wären.“

Mit der beginnenden Aufklärung und dem Absolutismus trat eine gänzliche Wandlung der regierenden Kreise den Volksbräuchen gegenüber ein. Was im Laufe einer langen Geschichte lebendig emporgeblüht war, verfällt nun im Dienst staatlicher Zwecke rücksichtsloser Rationalisierung. Die schönsten Zweige am Baume deutschen Volkstums werden zum Verdorren verurteilt. Regierungsverfügungen, Ratsersasse und Polizeiverordnungen wett-eifern in Verboten ehrwürdiger Volksbräuche von den Dreikönigsumzügen bis zu den Spinnstuben; und auch unsere Johannisfeuer bleiben nicht ungeschoren. So hat eine Würzburger Landesverordnung vom 9. Juni 1780 sie auszurotten versucht „wegen mancher dabey vorgehender Entehrungen geheiligter Worte und Dinge, thörigten Aberglaubens, unanständiger Ausschweifungen junger Leute und oft damit verknüpfter Feuergefahr.“

Aber so leicht war der Urväterbrauch nicht auszurotten, dafür war er zu fest eingewurzelt. Noch als der kirchliche Johannistag im Jahre 1912 abgeschafft wurde, sangen die Kinder in *Neunkirchen a. Brand* bei Erlangen beim Holzheischen:

*Den alten Brauch lassen wir uns nicht wehren
den heiligen Johannes zu ehren.
Wolln wir Johannisfeuer schüren,
möcht ihr uns das Holz dazu bescheren.
Holz raus! Holz raus! Holz raus!*

Fällt uns bei diesem Kinderliedchen nicht Goethes „Johannistagrost“ vom Jahre 1804 ein, mit dem er gegen das Verbot Einspruch erhebt: „Johannisfeuer sei unverwehrt, die Freude nie verloren!“

Als aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das alte Brauchtum abzusterben begann, da schien auch das letzte Stündlein der „G'hannesfeuer“ gekommen zu sein. Nur vereinzelt leuchteten sie noch in manchen Ortschaften zum Abendhimmel. Knaben zogen vorher durch das Dorf und sammelten Holz zum „Kannsfeuer“, indem sie altüberkommene Heischelieder sangen. Im *Spessart* war Rück-Schippach im Elsavatal neben Heimbuchental

der einzige Ort, in dem nach der Jahrhundertwende noch ein „Kannsfeuer“ abgebrannt wurde. Auf dem Arnsberg errichtete die Dorfjugend zwei mächtige Holzstöße, einen für das Dorf Rück, den anderen für Schippach. In der Abenddämmerung wurden sie entzündet und mächtige Feuersäulen loderten auf und verkündeten den Talbewohnern, daß der alte Väterbrauch noch lebte. In Lohr ist uns noch das alte Heischelied der Johannisbuben überliefert:

*Steuer, Steuer, Steuer
zum Kannsfeuer!
Johannistag ist nicht mehr weit,
wir fordern Steuer, liebe Leut.
Ist wo ein kluges Weib im Haus,
bringt's einen Arm voll Holz beraus.*

In den lodernen Holzstoß warf man hier (wohl in Erinnerung an das Winterverbrennen) eine Strohpuppe und tanzte um das Feuer.

Im *Maingrund* war der Brauch des Johannisfeuers noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebendig, wie uns dies E. Fentsch in der „Bavaria“ IV, 1 beschreibt: Die Stadtprozeltener Buben wählen sich dazu regelmäßig eine Stelle am Abhang der Mainleite das sog. Kircheneck, wo die segenspendende „Hannsflamme“ entzündet wird. Vorerst sammeln sie das nötige Holz von Haus zu Haus und lassen dabei das Sprüchlein vernehmen:

*G'hannesfeuer!
Der Haber ist teuer.
Wer kein Holz zum Feuer git,
erreicht das ewige Leben nit.*

Wenn Fentsch aber weiterhin behauptet: „Im *Würzburgischen* ist der Brauch gänzlich verschollen“, so kann das nicht ganz stimmen; denn noch um die Jahrhundertwende haben die Veitshöchheimer Buben ein Johannisfeuer abgebrannt und Holz gesammelt mit dem Verslein:

*Kommet herbei, ihr jungen Knaben,
beljt das Holz zusammentragen
zum G'hannesfeuer!*

Auch im *Taubergrund* hat sich das Johannisfeuer, besonders an abgelegenen Orten wie Marbach, Eiersheim, Rinschheim bis in die neuere Zeit erhalten. In Lauda sangen die Buben beim Sammeln des Holzes für ihr Feuer:

*Gebt zusammen, ihr Knaben!
Wir wollen Holz zum Feuer tragen.
Beschere uns ein Scheit,
beschere uns ein Gloria!
Brenne dem Mädchen den Rock (scil. Rocken) an,
daß es nicht mehr spinnen kann.
Feuriger Mann im Haus,
schmeiß das Holz zum Schlag beraus!*

Wenn wir uns in der *Rhön* umsehen, so klagt schon Pfarrer Höhl in seinem „Rhönspiegel“ (1881): „So ziemlich verschwunden ist die Sitte der Johannisfeuer... Gibt es doch Dörfer, wo sie seit 20 Jahren nicht mehr geübt wurde.“ Doch mancherorts singen die jungen Burschen vor den Häusern

Kirchenlieder und erhalten dafür Eier. Am Tage selbst zieht die männliche Schuljugend mit einem großen aus Feldblumen gewundenen Kranze, der an einer Stange getragen wird, von Haus zu Haus und singt:

Vi-Va-Veit!
Jobannis ist nicht weit!
Ist ein reicher Bauer im Haus,
langt einen Arm voll Scheit beraus.

Wenn sie nichts oder wenig bekommen, so kommt folgender Spottvers:

Fi - Fa - Fix,
wir haben noch gar nix,
kommen vor eine Tür,
steckt der Riegel für...
Auf der Eller liegt a Stei;
da hüpf die alte Schindmäbre
auf 3000 Bai.

Das zusammen terminierte Holz wird zu einem Bergfeuer, „Gehanneshaufe“ genannt, verwendet, wobei aber nur die Schuljugend sich herumtummelt.

Ein ähnliches Liedlein hatten die Brückenauer Schulknaben, die das Holz zum Johannisfeuer auf einem mit Ochsen bespannten Wagen sammelten und bei jedem Haus mit Schellengeläut Halt machten und riefen:

Vivat Veit!
Jobannistag ist heut!
Johannes war ein frommer Mann,
wir fallen ihm zu Füßen,
den heiligen Mann zu grüßen.
Vivat Veit!
Jobannistag ist heut!
Schaut ein reicher Mann beraus,
tut ein Scheitlein Holz beraus
zum Jobannisfeuer!
Vivat Veit!
Jobannistag ist heut!
Wer kein Holz zum Feuer git,
erreicht das ewige Leben nit.

Die Anrufung des hl. Veit erinnert daran, daß in älterer Zeit der Veits-tag vielfach als Sonnwend gegolten hat, wie eingangs bereits erwähnt wurde. Auch in *Mittelfranken*, wo in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in vielen Gegenden, so im Altmühl- und Anlautertal, „Sibetsfeuer“ angezündet wurden, und in Oberfranken wird der hl. Veit vielfach um ein Scheit fürs Sunwendfeuer angerufen. So heißt der Spruch, womit in Kinding die Knaben von den Dorfnachbarn verlangen:

Heiliger Sankt Veit!
Gebt's uns ein Scheit!

Und ähnlich erklingt das Sprüchlein in Oberfranken (Güßbach):

Heiliger Veit,
b'scher uns an alts Scheit!

Besonders originell ist ein Verslein, das uns in oberfränkischer Mundart aus Pretzfeld überliefert ist:

*Hanna-, Hannajeuor!
Gebt uns a alte Steuer!
Wollt' ihr uns ka Steuer geb'n,
söllt' ihr's Joa numma erleb'n,
Ho, bo, Nikolaus!
Werf die Stub'n zum Fenster naus,
setz'n Uf'n auf'n Tisch,
kebr'n mil'n Flederwisch.
Is a brava Herr im Haus,
langt a uns 'n Oarm voll Scheit raus.*

So geriet die Johannisfeier im Laufe des vorigen Jahrhunderts immer mehr in Vergessenheit und die Sunnwendfeuer waren dem Verglimmen nahe. An den wenigen Orten, wo der alte Brauch noch lebendig war, wurde er nicht mehr von der gesamten dörflichen Gemeinschaft gefeiert, nur die Kinderwelt nahm sich der Urvätersitte an.

An dem Hinsterben unserer Volksbräuche, die einst das Gemeinschaftsleben fröhlich und fruchtbar gestalteten und deren Festtagsstimmung über den Alltag hinaushob, trugen nicht allein die obrigkeitlichen Verbote Schuld. Sie mußten dahinsiechen, weil ihr alter Sinn und ihre Glaubensgrundlage unserem Landvolk fremd geworden war. Wohl wußte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts da und dort noch etwas von der alten Segenwirkung der Gehannsfeuer zu erzählen. In *Mittelfranken* sprangen damals noch Mädchen und Burschen über das Sunnwendfeuer, damit „der Flachs in die Länge wachse“. In Wellheim galt der Glaube, daß im kommenden Jahr fieberfrei bleibe, wer darüber springt. In *Oberfranken* war man der Meinung, daß kein Wetter einschlage, soweit der Rauch des Feuers zieht oder der Flammenschein sichtbar ist. Im *Spessart* galt noch in unsern Tagen, wie Val. Pfeifer erzählt, der Glaube, den wir bereits bei Sebastian Brant 1534 kennen gelernt haben, daß man für das ganze Jahr von jeder Augenkrankheit verschont bleibt, wenn man Rittersporn vors Auge hält und ins Gehannsfeuer schaut.

Auch die angebrannten Holzreste des Johannisfeuers verbreiteten allenthalben Segen. Im *Maingrund* (Stadtprozelten) und im *Spessart* brachte man abgelöschte Brände unter die Dachsparren und glaubte, das helfe wider Feuersnot und Blitzschlag. In der *Rbön* steckte man angebrannte Holzstücke aus dem „Gehannshaufe“ in die Flachsfelder; dabei galt die Meinung: So lange die Stücke sind, so lang wird der Flachs. Der gleichen Ansicht war man in *Oberfranken*, wo man auch glaubte, daß solche Holzreste die Felder vor Erdflöhen behüten.

Aber trotzdem lebte nur die äußere Form der Bräuche weiter und auch die „Gehannsfeuer“ waren nur noch eine leere Schale ohne lebendigen Inhalt. Ihr letztes Stündlein schien gekommen zu sein. Da erwachte zu Beginn unseres Jahrhunderts die Heimatbewegung auch in fränkischen Gauen und gab der alten Sitte neuen Inhalt und neue Grundlage. Als Kündler des Heimatgedankens und der Liebe zum fränkischen Mutterboden grüßen seither wieder die „Gehannsfeuer“ von Hügeln und Bergen und gießen ihren segenspendenden Schein über die weiten fränkischen Fluren.

Die Jakobskirche in Urphar am Main

ein unbekanntes Kleinod unter den fränkischen Dorfkirchen.

Von Hannes Karasek

Zu den wenigen deutschen Landschaften, die noch nicht von der Hast und Unruhe der Zeit überschwemmt wurden, gehört der Raum südlich des Mainvierecks, der nördliche Teil des badischen Frankens, eine Gegend, in der viele kulturhistorische Denkmäler zu finden sind, die durch ihre Schönheit selbst verwöhnte Kenner überraschen.

Zu diesen Werken zählt die Bergkirche des Dörfleins Urphar am Main, wenige Kilometer von Wertheim entfernt, an der Straße, die die alte Grafenstadt an der Mündung der Tauber mit der Bischofsstadt Würzburg verbindet. Auf einer Strecke von kaum 20 Kilometern folgen dort einander Gotteshäuser, die durch ihr Alter, ihren Bau und ihre Ausstattung eine besondere Würdigung verdienen: Die Rundkirche von Balthasar Neumann im uralten Holzkirchen, das auch einen schönen romanischen Kreuzgang besitzt, die gotische Wehrkirche in Dertingen, unsere Jakobskirche in Urphar und zuletzt das ehrwürdige Kirchlein in Eichel, das bis in die Karolingerzeit zurückgehen dürfte.

Die Studienfahrt 1961 des Frankenbundes hätte sich keinen besseren Ausgangspunkt wählen können als die Jakobskirche in Urphar.

Reizvoll liegt das kleine Dörfchen auf dem Südufer des Stromes am Berghang im Grenzgebiet von Buntsandstein und Muschelkalk. Die Jakobskirche mit ihrem schweren, plumpen Turm bekrönt das heute noch geschlossene Ortsbild. Schon aus der Ferne fällt sie durch ihre archaische Erscheinung auf, die ganz anders ist, als wir es von unseren fränkischen Dorfkirchen gewohnt sind. Die üblichen Kunstführer werden dem Wissensdurstigen nichts oder nur Unvollkommenes von dieser Kirche berichten.

Über die steilen Gassen des Dorfes steigen wir hinauf und treten durch ein Rundbogentor in den eigentlichen Kirchenbezirk ein. Es ist der Rest einer Kirchenburg, die, am Ortsrand des Dorfes gelegen, in stürmischen Zeiten oft den Bauern als letzte Zuflucht gedient haben mag. In der Mitte steht das altersgraue, grobe Mauerwerk der Jakobskirche.

Obwohl der Bau einen sehr geschlossenen Eindruck macht, so ist unschwer zu erkennen, daß er aus mehreren Teilen besteht. Der älteste Teil ist der gedrungene frühromanische Turm mit angebauter Apsis. Der Grundriss des Turmes, der heute in seinem Innern den Chorraum birgt, ist fast quadratisch angelegt. Ursprünglich war der Chorraum durch eine Flachdecke geschlossen, die, wie die Reste von Wandmalereien beweisen, bis in den oberen Turmraum hinaufreichte, das schwere Kreuzgewölbe, das so altertümlich wirkt, ist also jünger.

Ende des 13. Jahrhunderts (1297) wurde an diesem Kernstück der Kirche das Langhaus angebaut, ein einfacher Raum, mit einer flachen Holzdecke, der durch einen kräftigen Triumphbogen mit dem Chor verbunden ist. Da die Südwand des Kirchenschiffes der Richtung der entsprechenden Wand des Turmes folgt, steht das Langhaus schief zur Hauptrichtung des Gesamtbaues. Gegen das Tor des Berings öffnet sich eine rundbogige Eingangstüre, neben der noch ein spitzbogiger Fensterschlitz erhalten ist. Große Konsolsteine an der Nordseite dürften ein Vordach getragen haben, um bei Wallfahrten die Gläubigen zu decken.